


Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der MENNONITE PUBLISHING COMPANY, ELKHART, INDIANA. [Preis: 75 Cents per Jahr.

15. Jahrgang. 16. Mai 1894. No. 20.

Aus mennonitischen Kreisen.

Vereinigte Staaten.

Oklahoma.

Shelly, Washita Co., 5. Mai. Wir haben hier in unserer neuen Heimath durch Gottes Gnade schon recht viele schwere Arbeit verrichtet. Auf einer neuen Ansiedlung weiß man fast nicht, was man zuerst thun soll. Es soll gepflügt, gebaut und gepflanzt werden, und das Schlimmste dabei ist, daß die Taschen fast immer leer sind, aber ich muß sagen, ich bin, Gott sei Lob und Dank, mit meinem Tausch sehr zufrieden. Es hat bei uns sehr schön und oft geregnet, und diejenigen Geschwister, die schon eine Anzahl Acres Weizen haben, sind über manchen Berg hinüber; wir müssen aber noch ein Jahr zusehen. Es geht wohl etwas knapp her, aber wir sind noch nicht verlassen worden, Gott sei Dank, es hilft noch immer Einer dem Andern. Das Land ist hier fast alles aufgenommen. Was uns jetzt das nöthigste zu sein scheint, ist die Eisenbahn und wir denken nicht sehr lange mehr darauf warten zu müssen. Uebrigens wollen wir alles unserm Herrn und Heiland überlassen, und auf seine Gnade trauen, und ihm folgen, denn einmal heißt es auch zu uns: Du wirst sterben und nicht leben, und wohl dem der dann ein Haus hat im Himmel, das nicht mit Händen gemacht. Der Herr zeigte uns auch wieder, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, indem er den alten Bruder Nickel und Bruder C. Richert aus unserer Mitte genommen.

Zum Schluß grüße ich alle lieben Geschwister in Kansas, und auch in Rußland; ich habe in Rußland zwei Brüder und eine Schwester die sich gar nicht hören lassen. Daß unser Bruder Bernhard Reimer und der alte Schwager Warkentin gestorben sind, werden sie wohl gehört haben, und wir können nicht wissen ob wir nicht bald nach gehen, darum wachet!

Abraham Reimer.

Colorado.

Cable, 6. Mai. Es wird vielleicht manchen Leser interessiren, etwas von hier zu erfahren. Wir hatten hier einen schönen Winter, obwohl das Quecksilber einige Male bis 10 Gr. unter Null sank. Schade daß es zu trocken war. Das Wintergetreide hat darunter gelitten. Obwohl einige Felder noch eine mittelmäßige Ernte ergeben können, wenn der liebe himmlische Vater ferner Seinen Segen dazu giebt, so sind doch die meisten Felder so, daß es sich nicht lohnt sie stehen zu lassen. Ich hatte 14 Acres Weizen, wovon nur zwei Acres das Stehenlassen lohnen. Wir hatten den 30. April Regen und Schnee, der die Erde sechs Zoll tief einnäßte.

Neulich schrieb Jemand in der „Rundschau“, daß wer hier ein Jahr lang zusetzen kann, sein Auskommen findet. Bis jetzt hat es aber noch Keinem zugereicht. Ich bin einer von den Ersten die hergezogen sind und mir hat es noch nicht zugereicht, und dem Betreffenden auch noch nicht. Uebrigens glaube ich, daß wer es so macht, wie der liebe Heiland sagt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere alles zufallen,“ der wird hier auch sein Auskommen finden.

Während ich dieses schreibe, fliegen meine Gedanken über das große Weltmeer zu den lieben Freunden in Rußland. Ich statte ihnen hiermit einen Gruß ab und zwar zuerst an den lieben Onkel und Tante Peter Fasten und Kinder in Kleefeld; und an die Tante Jacob Görz in Lichtfeld, wie auch an Vettern und Nichten. Es diene ihnen zur Nachricht, daß wir, Gott sei Dank, ziemlich gesund sind, und auch die lieben Eltern in Nebraska sind nach alter Art gesund. Sollten diese Zeilen auch Onkel und Tante Gerhard Friesens zu Gesichte kommen, so sind auch sie von uns gegrüßt; die Tante ist meiner Mutter Schwester und wir möchten auch gerne ihre Adresse wissen. Nach meiner Meinung sind sie nach Memrik gezogen. Nun muß ich noch zu den Onkeln, Tanten, Vettern und Nichten meiner l. Frau kommen und ihnen einen Gruß abstatten; ich kenne sie zwar nicht von Angesicht und weiß auch nicht wie viele da sind, möchten aber doch einmal Briefe von ihnen erhalten. Die lieben Schwiegereltern Bernhard Krökers sind gesund. Der liebe Gott wolle uns allesammt bereiten, daß wir uns einst zur Rechten Gottes alle wiedersehen. Noch einen Gruß mit Psalm 126. Von eurem geringen Mitpilger nach Zion,

Peter J. Fast.

Canada.

Manitoba.

Morris, 1. Mai. Wir haben in letzter Zeit recht viel Trübsal erlebt. Den 15. April starb unser zwei Jahre altes einziges Töchterchen am Scharlachfieber, welches hier im Dorfe Rosenhof zahlreiche Opfer gefordert hat. Seit Neujahr sind zwölf Kinder gestorben. Drei Doppelbegräbnisse fanden statt, eins in einer Familie, nämlich bei D. G. Thiessen; diese beiden Kinder starben nur vier Stunden aus einander. Bei Corn. Loewens sind alle drei Kinder gestorben. Die zwei letzten nur eine Woche aus einander nach 22- und 21-stündiger Krankheit. So geht der Herr mit Manchen recht schwere Wege.

Meine l. Gattin kam während der 6tägigen Krankheit unsers Töchterchens mit einem Söhnlein ins Wochenbett. Ich hatte einige Tage vorher das Unglück gehabt, vom Dorfsbullen niedergestoßen und an der Backe erheblich verletzt zu werden. Sie schwoll derartig an, daß der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wurde, und ich meine kranken Angehörigen nicht nach Wunsch selbst bedienen konnte. Jetzt sind wir auf dem Wege der Genesung.

Die Witterung war im April so naß, daß bis jetzt noch nicht viel geackert ist. Gegenwärtig jedoch herrscht das beste und trockenste Wetter, recht warme Tage mit viel Wind. Die Straßen waren eine Zeitlang wegen tiefen Kothes fast unpassirbar.

Obwohl die Flüsse nicht so hoch angeschwollen sind wie voriges Jahr, so war unser Flüßchen doch so hoch, daß die Brücken eine Zeit lang nicht passirbar waren. Das Wasser kam dieses Jahr seltsamer Weise alles aus dem Norden, wo unser Fluß entspringt, während es sonst, wenn's hoch kommt, aus dem Red River ansteigt.

Ich möchte sehr gerne mit dem l. Onkel Bernhard Dück in Rußland, dessen Schreiben ich in der „Rundschau“ gelesen, oder mit den Vettern einen Briefwechsel führen, aber meine beiden letzten Schreiben an Vetter Joh. T. D. sind nicht beantwortet worden, obwohl ich von der Ankunft des ersten Briefes unterrichtet wurde. Von der Karte, welche ich im April 1893 sandte, weiß ich nicht ob sie hingekommen ist. Die Fortsetzung des hiesigen Familienverzeichnisses möchte ich gerne dem l. Onkel zustellen, wenn mir nur etwas mehr Muth dazu durch Beantwortung meiner Briefe eingeflößt würde. Schließlich noch Grüße an alle Freunde.

Joh. R. Dück.

Morden, 7. April. Das sechs Jahre alte Töchterchen Maria meines Bruders Heinrich Thiesen, neun Meilen von Gretna wohnhaft, kam unlängst auf qualvolle Weise ums Leben, indem es bei lebendigem Leibe verbrannte. Sie hatte sich mit zweien ihrer Schwestern zum Vater aufs Feld begeben, woselbst ein Feuer angezündet war, und wollte dasselbe mehr anschüren, wobei das Kleid in Brand gerieth und als der Vater herzukam, stand das Kind in Flammen.

Das unglückliche Kind hatte 17 Stunden lang die qualvollsten Schmerzen zu erdulden, ehe es der himmlische Vater zu sich nahm.

Als mein Bruder seinem brennenden Liebling das wollene Tuch vom Kopfe riß, wobei er sich die Hände verbrannte, sagte sie: „Vater ich werde es nimmer thun.“ Aganetha erlitt auch einige Brandwunden, als sie ihre Schwester zum Wasser schleppen wollte.

Franz Thiesen.

Saskatchewan.

Rosthern, 9. Mai. Liebe „Rundschau“! Durch dich will ich den lieben Freunden nahe und ferne ein Lebenszeichen zukommen lassen. Nachdem der beständige Winter endlich seinem Ende sich näherte, trat liebliches Wetter ein, und zwar so, daß schon bereits am 10. April mit dem Einsäen der Saat begonnen wurde, das heißt nur Säen, Pflügen geht so zeitlich nicht. Schnee und Frost geboten jedoch noch eine Woche Einhalt, dann aber bekamen wir es eine Zeitlang wirklich zu heiß. Es kühlte aber allmälig ab, und letzte Nacht, auch heute Morgen, fiel Schnee, was der Saat sehr zu gute kommen wird. Einen Tag beim Aufthauen regnete es sehr schön, auch war Gewitter dabei, sonst aber ist es hier trocken und windig beim Einsäen, gewöhnlich etwas zu trocken. Allem Anschein nach muß es einst hier eine Zeit gegeben haben, wo es nicht an Feuchtigkeit fehlte, denn fast überall auf der Prärie wachsen Erdbeeren, die jetzt keine Frucht tragen, auch ist der Rasen der Prärie auf großen Strecken vom Präriefeuer tief ausgebrannt. Jetzt bleibt das Gras immer zu kurz zum Heumachen. Heu machen wir in den Marschen, wo mannhohes Gras wächst; es giebt auch Marsche, die sumpfig sind, wo kein Gras wächst. Andere Vertiefungen sind mit Pappeln und Weidensträuchern bewachsen. Weidenbäume habe ich in Canada noch nicht gesehen. In der Nähe der Flüße wachsen Pappeln auf ebenem Lande, auch auf Hügeln, viele sind durchs Feuer das alljährlich die Prärie schwärzt, ohne daß der Rasen ausbrennt, verdorrt. Aus allem schließe ich, daß sich dieses Land jetzt in einer Zeit der Trockenheit befindet.

Die Colonie dehnt sich mehr aus, immer noch kommen Ansiedler, auch die Station wird dieses Jahr Fortschritte machen, indem sich mehr Händler hier niederlassen. Alles zeigt Fortschritte. Die ältern Ansiedler konnten schon mehr in cultivirtes Land ihre Saat bestellen, das sich gegen Dürre besser hält. Der liebe Gott möge zu Allem Gedeihen geben.

Noch diene unsern Freunden zur Nachricht, daß unsere aus zehn Seelen bestehende Familie gesund ist; wir warten noch immer sehnlichst auf Briefe.

Abraham H. Friesen.

— Am 15. April d. J. feierte die Elbinger Mennonitengemeinde das Fest ihres 25jährigen Bestehens. Die Gemeinde hatte sich in frühern Jahren an die Königsberger Mennonitengemeinde angeschlossen und war von 1857—1869 Filiale von Danzig. In diesem Jahre aber entschlossen sich die Begründer der Gemeinde, eine selbstständige Gemeinde herzustellen und die nicht unbedeutenden Opfer für Anstellung eines eigenen Predigers zu bringen. Die Gemeinde führte seit dieser Zeit den Namen: „Elbinger Mennonitengemeinde,“ und konnte darnach ihr 25jähriges Jubiläum feiern. Zu dem Feste hatte sich die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. —[Menn. Bl.]

Rußland.

Katerinofka, 10. April 1894. Wir haben hier einen sehr trockenen Frühling, trotzdem schmückt das eingesäete Getreide die Felder mit herrlichem Grün. Die Getreidepreise sind hier jetzt noch niedriger als im vorigen Jahre. Weizen preist 4—5 Rbl. per Tschtw. Wir haben aber eine solch gesegnete Ernte gehabt, daß doch ein guter Erlös folgt.

Isaak Düken, Jacob Funken, sowie alle Freunde meiner Eltern sind hiermit von ihnen gegrüßt, sie sind gegenwärtig schön gesund; heute sind Isaak Krahnen von Neu-Chortitz bei ihnen zu Gast. Wünsche allen Verwandten im fernen Amerika gute Gesundheit und bitte sie um Lebenszeichen.

Franz Joh. Funk.

Kaminka, 13. April. Unser Leben währt 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Ps. 90, 10. Dieses bestätigte sich auch wieder, indem es dem gütigen und allweisen Gott gefallen hat, unsern l. Vater Peter Neufeld, nachdem er obiges Alter schon 2 Jahre und 10 Monate überschritten hatte, durch den zeitlichen Tod in sein himmlisches Freudenreich zu versetzen. Der l. Vater endigte seine irdische Laufbahn am 9. April d. J. mit einem festen Vertrauen auf Gott, nachdem er schon fast den ganzen Winter kränkelte. Das Leichenbegängniß fand am 11. April statt. Die Leichenrede wurde von Franz und Heinrich Willer gehalten. Franz Willer sprach über den 90. Psalm von des menschlichen Lebens Hinfälligkeit. Heinrich Willer hatte zum Text aus dem Ebräerbriefe das 4. Cap. gewählt, und stellte es recht ernstlich dar, daß wir die Verheißung, einzukommen zu seiner Ruhe, nicht versäumen, und unser keiner dahinten bleibe.

Obiges diene meinem l. Schwager und Schwester Cornelius Grunau und Onkel Johann Neufeld, welch letzterer von Nepluof nach Amerika zog, wie auch allen Freunden und Bekannten, welche sich seiner erinnern, hüben und drüben, zur Nachricht.

Schließlich danke ich noch einem Jeden für alle dem Vater erwiesene Liebe und Wohlthaten, in gesunden als auch in kranken Tagen; der Herr wolle es vergelten in alle Ewigkeit.

Peter Neufeld.

Alexanderkron, 13. April 1894. Joh. Töws, der sich im Jahre 1857 in Alexanderkron angesiedelt, kaufte ich die Wirthschaft ab; er zog dann auf Pachtland und seit der Zeit habe ich nichts von ihm erfahren, er soll nach Canada ausgewandert sein. Wenn besagter Töws noch lebt, oder sein Sohn Johann aus erster Ehe, so bitte ich um ein Lebenszeichen; auch Joh. Dick und Cor. Löwen, Beide aus Alexanderkron, sind hiermit herzlich von mir gegrüßt. Bitte sie und auch Andere, die sich meiner erinnern, etwas von sich hören zu lassen, wie der Onkel meiner Frau, Pet. Barg und dessen Kinder, fr. Nikolaidorf.

Aus Minnesota habe ich kürzlich von Aelt. Heinr. Regehr einen Brief erhalten und daraus ersehen, daß er und seine Eltern noch am Leben sind. Dank für den Brief. Auch in Kansas habe ich gute Bekannte, als Joh. Wall, fr. Alexanderkron, Heinr. Unruh, fr. Alexanderwohl; auch die Ensen sind gegrüßt, desgleichen von ihrem Bruder H. Ens; er glaubt, daß sein Bruder Isaak bald wieder zurück kommt.

Franz Klaaßen.

— Aus den Chortitzer Colonien wird der „Od. Ztg.“ geschrieben: Wie hat sich doch im Laufe der letzten 30—40 Jahre bei uns im Süden, besonders in dem Gouvernement Jekaterinoslaw, was Landwirthschaft, Handel, Industrie betrifft, so vieles geändert, und manches zu einer Vollkommenheit, im Vergleiche mit den früheren Verhältnissen, entfaltet, wovon unsere Großväter wohl schwerlich geträumt haben. Die Zeiten sind gewesen, wo der begütertere Landmann es bei der Bebauung von 10—20 Dessjatinen bewenden lassen konnte, mit deren Beackerung er freilich ebenso lange, ja noch länger zu schaffen hatte, als er jetzt mit 100—200 Dessjatinen geschieht. Begnügten sich unsere Großväter mit einem kleinen Landantheile, so strebt der jetzige Landwirth mit Anwendung aller Kräfte darnach, seine Ländereien von Jahr zu Jahr zu vergrößern und ertragfähiger zu machen, um so eine möglichst große Menge Getreide auf den Markt zu bringen. Freilich wäre die rasch vor sich gegangene Entwickelung unserer Landwirthschaft nicht möglich gewesen, wenn die Entfaltung unserer einheimischen Industrie nicht gleichen Schritt mit ihr gehalten hätte. Aber gerade die Fabriken landwirthschaftlicher Maschinen, die in letzter Zeit wie Pilze aus der Erde schießen, haben am meisten zur Entwicklung und Vervollkommnung unserer Landwirthschaft mitgeholfen, indem sie alle erforderlichen Maschinen und Geräthe zu mäßigen Preisen liefern. Es ist wirklich erstaunlich, in welch kurzer Zeit eine Menge von Fabriken hier im Süden entstanden ist, die sich fast ausschließlich mit der Herstellung landwirthschaftlicher Geräthe beschäftigen. — So hat z. B. die Colonie Chortitz eine ganze Reihe Fabriken aufzuweisen; auch an vielen anderen Ortschaften des Ekaterinoslaw'schen und Taurischen Gouvernements giebt es solche Fabriken, die zusammen eine Anzahl von Mäh- und Dreschmaschinen, Pflügen, Bukkern und anderen Geräthen liefern, daß man erstaunt, wenn sich zu all diesen Maschinen Abnehmer genug finden. Und doch sind all diese Fabriken kaum im Stande, den jährlichen Bedarf an Maschinen zu decken. Auch die Kitschkaser Landwirthe sind in der bevorzugten Lage, in ihrem Dorfe zwei Fabriken zu haben, deren Besitzer, J. A. Friesen und J. D. Koslowski, einen förmlichen Wettkampf führen, um die preiswürdigsten, vollkommensten und zweckmäßigsten Erzeugnisse zu liefern. Es ist nur schwer zu entscheiden, welche von beiden Fabriken wohl den ersten Platz einnimmt, da beide Firmen sich eines guten Rufes erfreuen.

— Der letzte Jahresbericht der Marien-Taubstummenschule zu Tiege in Südrußland, „des einzigen Kindes dieser Art mennonitischer Confession“ wie sie von den „Menn. Bl.“ genannt wird, theilt mit, daß an der Anstalt zu Anfang des Jahres drei, später nur zwei Lehrer arbeiteten, da Lehrer Rau ausschied. Dadurch fiel den andern beiden die Aufgabe zu, neben ihrer eigenen Classe auch noch abwechselnd die Schüler der dritten Classe zu beschäftigen, eine Aufgabe, welche die beiden Lehrer zur Befriedigung des Committees gelöst haben. Das bewiesen auch die guten Erfolge des Unterrichts auf der öffentlichen Prüfung am 25. Mai in der Kirche zu Ohrloff.“ Als dritter Lehrer ist nunmehr Heinrich Janzen angestellt worden, der seine Ausbildung zu Frankfurt a. M. erhalten hat.

Schüler waren 21, davon 13 Knaben und 8 Mädchen. Von den vorjährigen Zöglingen sind zwei Knaben und ein Mädchen ausgetreten. Neuhinzugekommen ist ein Mädchen, so daß jetzt überhaupt elf Knaben und acht Mädchen in der Anstalt sind.

Am Schlusse des verflossenen Schuljahres ist Gerh. Klassen, der seit Gründung der Taubstummenanstalt Vorsteher und Cassirer derselben gewesen, aus dem Verwaltungscommittee ausgetreten. An seiner Stelle ist Joh. Wiebe in Ohrloff gewählt worden.

In der Casse ist ein Ueberschuß von 305 Rbl. 95 Kop. geblieben.

Jedes taubstumme Kind, wenn es lernfähig ist, wird in die Anstalt aufgenommen, ohne Rücksicht auf die Zahlungsfähigkeit der Eltern.

Der Bericht schließt mit der herzlichen Bitte an die Leser, sie möchten der Marien-Taubstummenanstalt ihre bisherige Theilnahme bewahren.

Der Unfall der „Ems.“

Wir sind in der Lage, aus einem Briefe eines Passagiers Näheres über die Unglücksfahrt des Dampfers „Ems“ mitzutheilen, auf welchem sich, wie in der vorigen Nummer mitgetheilt, P. S. Schröder von Hillsboro, Kan., befand, der den letzten Nachrichten zufolge auf der zur Azorengruppe gehörigen Insel Horta krank in einem Hospital lag.

Vor Fayal, Azoren,
den 2. April 1894.

Ich kann von Southampton aus einige Tage leicht überspringen. Theils gutes, theils böses, theils stürmisches Wetter machten uns nicht viel zu schaffen. Am Gründonnerstag fing das Barometer aber sonderbare Dinge an, das Wetter auch. Gegen Abend wurde es schlimmer. Als der Donnerstag in den Charfreitag überging, wurde die See sehr stürmisch. Das Schiff, so stark es auch durch den Sturm angedonnert und stellenweise durch die See angerannt wurde, hielt sich famos; Manchmal stockte uns der Athem etwas, aber ob das Schiff sich auch auf Bauch und Schulterblatt wälzte, obs im Wellenthal lag oder hoch auf die Höhen getragen wurde, von denen man des Gischtes wegen doch keinen Umblick hatte, es ging noch immer weiter oder hielt sich wenigstens.

Da—grade zur Kirchenstunde — gab es einen Krach und Knall, „die Welle war geborsten.“ Hilflos wehrte sich das Schiff noch kurze Minuten, und dann lag es, dem Orkan preisgegeben, halb im Wasser, die meiste Zeit. Die Segel wurden in Fetzen gerissen, die Boote eingedrückt, die Geländer zerschlagen, die Fenster des Maschinenraumes zerbrochen, so daß die See hineintobte, und wir machten uns bereit, dem Ende entgegen zu gehen. Der Capitän kam an uns heran und sagte: „Jetzt ist die Schraube weggeschlagen. Nun wollen wir sehen, ob es das Schiff aushält, und dann muß uns Jemand auflesen und irgend wohin schleppen.“

So ging der Tag Stunde um Stunde hin. Keiner glaubte an die Möglichkeit einer Rettung bei dem Orkan. Der Abend war so schlimm, wie die schlimmste Tagesstunde, und die langen Minuten der Nacht schleuderten Schiff und Leute immer noch wie vorher. Man konnte nur immer wiederholen: „Das Schiff hat acht, neun, zehn, elf Stunden ausgehalten, es wird auch weiter durchkommen.“

Am nächsten Morgen legte sich der Orkan. Unten hörten wir die Pumpen gehen, die seitdem nie zu gehen aufgehört haben und deren Klang wir in allen Tonarten, zu allen Tages- und Nachtzeiten stetig und treulich vernommen haben. Aber wir lagen wie ein Kloß im Wasser und warteten. Am Abend ertönte ein Freudenschrei: „Ein

Dampfer!" Er sah unsere Nothsignale, kam und verständigte sich mit uns, daß er, da er Vieh an Bord nach Cardiff habe, uns nach Queenstown schleppen wolle. O, die fröhlichen Gesichter! Am frühen Morgen kamen noch zwei Dampfarchen, die auch helfen wollten, aber dankend abgelehnt wurden und somit nach einer Besuchsstunde weiter fuhren.

Als nun aber der erste Dampfer zur Rettungsthat erschien, waren See und Wind schon wieder toll. In weitem Bogen umkreiste er uns, aber es blieb bei Signalen, und da der Dampfer beim Warten seine Kohlen nicht aufbrauchen durfte, so ging er davon, nachdem er 24 Stunden bei uns geblieben war. Und der Sturm blies, und die See tobte, und das Schiff stand am Kopf. Wir trieben, vom Sturm geblasen. Sie Sonne stieg und sank wieder; aber kein Segel, keine Rauchwolke.

Nun waren wir nach Süden über die transatlantischen Fahrstraßen hinausgetrieben worden, wo es öde ist. Der Capitän selbst rechnete nicht mehr, irgend einen Dampfer anzutreffen. Nun hieß es warten, bis der Viehdampfer, der uns verlassen, Nachricht nach England brächte und dann vielleicht von Bremen ein Dampfer zu unserer Auffindung entsandt würde. Das schien die beste Aussicht — wenn das Schiff hielt. Denn allmälig wußten wir mehr, als die Officiere uns wissen lassen wollten. Es stellte sich auch heraus, daß die Schraube nur abgeknickt, aber nicht abgeschlagen war und noch hing, was später recht unangenehm werden sollte. Und so lagen wir an diesem ersten nebligregnerischen ruhigeren Tage, an dem das Schiff somit untersucht werden konnte. in der Wasserwüste, als sich der Nebel an einer kleinen Stelle des Horizontes hob. Und hinein in die Lücke segelte, 12 bis 14 Seemeilen entfernt, ein kaum sichtbarer kleiner Dampfer. Es schien kaum glaublich, aber es war eine Aussicht. Beide Kanonen los! Und wieder und immer wieder, denn das Schiff fuhr anscheinend von uns fort. Der Nebel legte sich und hüllte uns wie in ein Leichentuch. Da plötzlich trug der Wind mit einem Male uns einen Geruch von Petroleum zu. Alle wohlgerüche Arabiens müssen der Mehrzahl der Passagiere schwach gegen diesen Oelgeruch gewesen sein. „Ein Petroleum-Dampfer!" schrieen Mannschaft und Reisende.

Und es entwickelte sich alsbald aus dem Nebel ein leidlich großes Schiff mit einer Besatzung von nicht mehr als 12 bis 14 Mann. In wenigen Minuten hatte er sein Boot herunter und war bei uns. Von Zaudern keine Rede. „Ich helfe Ihnen und schleppe Sie, wenn mein Schiff es vermag." Und treulich hat er es gehalten. Leider wurde es bald die Frage, ob wir es aushalten würden. Wir schickten ihm acht Heizer hinüber; die Trossen, theils starke Manillataue, theils Ankerketten und Stahlseile, wurden mit mehr oder weniger Erfolg von unserem Kiel über sein Hintertheil geleitet — und die Zufriedenheit, als wir uns, wenn auch ganz langsam, wieder in Bewegung fühlten!

Nach Halifax wäre es über 1000 Meilen gewesen und schwierigste Schiffsfahrt, Klippen, Sturm, Nebel und andere Gefahren in Fülle, nach New York und England ca. 1300 Meilen. Das hätte die „Ems" kaum ausgehalten. So wurde der nächste Hafen, die Azoren, gewählt, Fayal hieß die Losung. Und keinen Moment zu früh waren wir im Schlepptau. Nach 11½ Stunden bließ der Wind wieder derart, daß gar keine Möglichkeit zum Uebernehmen der Taue gewesen wäre. Und so sind wir, mit Ausnahme von 3 bis 4 Stunden, in schwerem Wetter, Nordwest und schäumender See, von dem kleinen Veldenboot geschleppt worden, bis wir heute nach vielen Fährlichkeiten die Azoren in dicken Wolken uns zur Seite haben.

Aber es war nicht so einfach. Die Schraube, die wir leider nicht verloren hatten, begann sich zu drehen—auf ihre eigenste Weise—sobald wir im Schlepptau waren. Fiel sie ab, so konnte sie uns Kiel und Steuerruder zerschlagen. Der Capitän war schon seit 7 Tagen nicht aus Kleidern und Stiefeln gekommen. Die Schraube fiel aber nicht, dafür drehte sie sich weiter und donnerte an die hintere Schiffswand. Als wir glaubten, sie müßte nun endlich die Schiffswand zertrümmern, wurde es auf einige Stunden windstill. Die See legte sich und es war ein seltsames Schauspiel in der Nacht — es war von 12 bis 4 Uhr — die halbe Mannschaft auf und im Wasser liegen zu sehen, bis mit Stahltrossen und Ketten eine Schleife geschaffen wurde, die einen Flügel der Schraube festhielt und ihre Umdrehung verhinderte. Wir hätten keine fünf Minuten weiterfahren können, ohne daß das Schlimmste sich ereignet hätte. Kaum waren die Leute oben, so fing der Sturm wieder an. Wir waren in Sicht von Flores, wo es keinen Hafen giebt. Da riß die See unsern Schlepper von uns los. Erneute Anstrengung. Dieser letzte Tag hat, so glaube ich, unsere Nerven, unser Schiff und die Maschine der „Wildflower" bis auf's Letzte aufgebraucht. Details sind unnöthig. Die Erwartung des Schlimmen hat noch mehr Wucht, als das Ereigniß selbst.

Gestern glaubte der Capitän noch, er könne bis zur Insel San Miguel fahren, wo in Punta Delgada telegraphische Verbindung ist. Aber es scheint doch kaum möglich, und ihr müßt einen Tag länger in Unruhe bleiben, bis wir ein Privat-Fahrzeug auftreiben können.

Aber wenn die Wildflower die zwei von den Schüssen, welche zu ihr drangen, nicht gehört hätte! — — In unserer ganzen Schleppfahrt seit 9 Tagen haben wir grade ein Schiff gesehen. Welch eine Oede in dieser Ecke des Oceans!

Das Land der Wunder.

Wenige Flüsse der Erde können sich, was Geschichte anbetrifft, mit dem Nil messen. Von jeher ist er die große Schlagader von Egypten gewesen.

Er entspringt in einer Gegend, wohin erst jetzt menschliche Forschung langsam vordringt. Seine großen Wassermassen werden durch zwei abessinische Ströme gebildet, die im Lande Nubien zusammenfließen. Nach einem Lauf in Schlangenwindungen, dabei prächtige Fälle bildend, erreicht er, nordwärts fließend, Kairo. Dort theilt er sich in zwei große Arme, welche seine berühmte Insel, das Delta bilden. Mitte Juni fangen die Wasser des Nil an zu steigen, Mitte September fallen sie wieder. Dieser Ueberschwemmung verdankt Egypten seine Fruchtbarkeit.

Die Nilufer sind von malerischer Schönheit. Die östliche Seite, nach dem arabischen Golf hin, wird von hohen Bergen eingerahmt, die aus vielfarbigem Granit, Porphyr und Marmor bestehen. Wenn die Sonne sie beleuchtet, blendet die Farbenpracht das Auge. Unter den vielen Inseln, die aus dem Flusse schimmern, ist der Garten der tropischen Zone, „die Blumeninsel," besonders lieblich. Herrlich steigt das alte Theben, die einstige Hauptstadt der Pharaonen, und die älteste Stadt der Welt, vor dem Blick des staunenden Reisenden auf. In majestätischer Unordnung liegen dort Säulen und Obelisken von 100 Fuß Höhe am Boden. Von dem berühmten Labyrinth ist nicht viel übrig geblieben.

In diesem wunderbaren Land erwies der Gott, dessen Name „Wunderbar" ist, sich als der Herr über alle Götter, indem Er Sein Volk durch herrliche Thaten und Zeichen aus der Hand des trotzigen Pharao und aus der elenden Knechtschaft errettele.

-- Ein durch seine treffenden Bemerkungen berühmter schottischer Prediger besuchte einmal einen sterbenden Kameraden, der in den Tagen der Gesundheit mehr als er gesollt zurückgezogen gelebt hatte. Sein Reden war nur noch ein Flüstern, aber auf seinem Angesicht war Freude.

„Ich wollte," sagte er, „ich hätte eine laute Stimme, daß ich den Herrn loben könnte, wie ich möchte."

„Lieber Bruder, du hättest den Herrn loben sollen, so lang du noch eine hattest," war des Besuchers zutreffende Antwort.

In einer Ansprache über das Wort: „Ich bin das Brod des Lebens," sagte er einmal: „O köstliches Brod! Die Patriarchen und Propheten haben von diesem Laib gegessen und haben keinen Bissen harte Rinde daran gefunden. Die Apostel und die Märtyrer haben davon gegessen und zwar viele Jahre lang und haben niemals ein Stückchen Schimmel daran gefunden. Und auch ich armer, alter Bill darf davon essen und satt werden."

O seliger Frühling der Pfingsten.

O seliger Frühling der Pfingsten,
Wie bist du entschwunden so weit!
Wo bleibst du in dieser geringsten
Und zwiefach erstorbenen Zeit?
Komm wieder, die Gläubigen warten
Und hängen die Häupter so müd,
Durchwehe den schmachtenden Garten,
Steh' auf, wie im Nord so im Süd!

Komm wieder in heil'gen Gewittern,
Komm wieder in säuselndem Weh'n,
Die Trotzigen komm zu erschüttern,
Die Zagenden komm zu erhöh'n,
Was schmutzig, das werde gereinigt,
Verjüngt, was gebrechlich und alt,
Was streitet, das werde vereinigt,
Dein ist ja noch Macht und Gewalt!

Durchrausche die Höhen und Tiefen,
Durchwand'le so nahe wie fern,
Daß seine Gewürze dir triefen,
Die Kirche, den Garten des Herrn;
Und streifst du auf segnenden Pfaden
Mild auch ein zerstoßenes Rohr,
So hebe, du Tröster, in Gnaden
Auch mich aus dem Staube hervor.

Karl Gerok.

Er bezahlte seine Ueberfahrt.

Die Sonne war schon untergegangen, aber die in Westen sich zusammenballenden, auf Sturm deutenden Wolken waren an ihren unteren Rändern feuerroth gefärbt. Im Osten stiegen die grauen Schatten der Nacht am Himmel empor, und nur hier und da schimmerte bereits mit mattem Glanze ein Stern durch das Dunkel. Es wehte ein ziemlich starker Wind, so einer, den die Seeleute Halbsturm nennen; das Wasser brach sich in kurzen, zornigen Wellen, die in ihren Vertiefungen dunkelgrün, auf den flockigen und schaumsprühenden Kämmen aber schneeweiß aussahen. Ganz in der Ferne gegen Süden bezeichnete eine schwache, bläuliche Linie, die nur das erfahrene Auge des Seemanns als Land unterscheiden konnte, die Küste von Frankreich, während an der entgegengesetzten Seite die Kalkberge von England schwach durch das entschwindende Dämmerlicht glänzten.

Das stattliche Schiff Falk segelte mit dem Winde seinen Kurs, Amerika zu. Die Vorbereitungen für die Nacht waren sämmtlich getroffen, alles in bester Ordnung, Capitän Esser ging auf dem Quarterdeck auf und ab, heiter, wie ein alter Seemann immer ist, wenn er sein Schiff den Gefahren der Küste entrückt weiß und bei gutem Winde hübsch vorwärts kommt. Er summte ein Liedchen, dessen größter Theil allerdings in dem dichten, buschigen Bart verloren ging, von dem man aber doch hin und wieder einige abgebrochene Worte unterscheiden konnte.

Plötzlich wurde dieser Gesang durch ein ungewöhnliches Geräusch im Vordertheil des Schiffes unterbrochen. Man hörte lautes, zorniges Sprechen, dann eilige Fußtritte und das ängstliche Schluchzen eines Kindes. „Hallo!" rief der Capitän, „was soll der Lärm bedeuten?" „Ein blinder Passagier, Capitän," rief einer der Männer von unten. „Auf meinem Schiff ein blinder Passagier?" grollte der Capitän. „Bringt mir den Schurken nur her! Wir werden ihm zuerst eine Portion mit dem Tauende geben und dann — aber was ist das?"

„Der blinde Passagier, Herr," war die Antwort, als zwei der Männer sich näherten, die zwischen sich einen sehr kleinen und sehr zerlumpten Jungen führten. Der Aerger in dem Gesicht des Capitäns wich einem Ausdruck des Erstaunens, der wiederum dem des Mitleids Platz machte, als sein Blick über die zitternde Gestalt des Eindringlings flog. Aber er wußte doch einen strengen Ton festzuhalten, als er das Verhör begann.

„Was machst du hier, Junge?" fragte er. — „N — nichts, Herr", stammelte das Kind, am ganzen Leibe bebend. „Wer bist du und wo bist du her? Heraus mit der Sprache und keinen Unsinn!" — „Ich bin Joby — Job Oliver, Herr," sagte der Knabe, vergeblich bemüht, sein Schluchzen zu unterdrücken: „Ich wohne in London, bei den Docks, Herr." — „Und was willst du hier?" — „Ich — ich versteckte mich unten, und da fanden sie mich. Ich habe nichts gethan, nichts angerührt. Ich dachte, es würde nichts auf sich haben. Ich bin nicht sehr dick, sehen Sie, und wiege nicht viel." Er brach mit einem schluchzenden Laut ab und drückte seine kleinen mageren Fäuste auf die überströmenden Augen. Dann, als er sah, daß der Capitän, ohne etwas zu erwidern, ihn noch immer furchtbar grimmig anstarrte, faßte er sich gewaltsam ein Herz und begann seine Geschichte zu erzählen.

„Sehen Sie," sagte er, „ich habe keinen Vater und keine Mutter und muß mir meinen Unterhalt allein verdienen. Aber jeder sagt: „Er ist zu klein, er ist zu nichts zu brauchen," und Niemand will mich nehmen, und ich bin doch stark. Ich kann eine Last heben, wenn sie nicht zu schwer ist, und so schnell laufen; aber dann sagt wieder Jeder: „O, er ist zu sehr zerlumpt und zu schmutzig." „Ja, sehen Sie, wenn ich Geld verdienen könnte, dann kaufte ich mir gleich einen neuen Anzug — und Niemand braucht mich, und —" — Ein neues, heftiges Schluchzen unterbrach die Erzählung und erschütterte die kleine, gebrechliche Gestalt.

„Aber du hast mir noch nicht gesagt, was du an Bord dieses Schiffes willst," sagte der Capitän, der nur mit Mühe seine Strenge behauptete. „Das Schiff geht nach Amerika," antwortete der Knabe, „jeder ist reich in Amerika, jeder kann einen da brauchen, sehen Sie Tom Dixey ging hin, und er verdient einen Haufen Geld."

„Das ist alles ganz schön," erwiderte der Capitän, „aber Leute, die nach Amerika gehen, bezahlen ihre Ueberfahrt, und wenn einer sich so versteckt, um ohne Bezahlung hinüberzukommen, das ist gerade so, als wenn er eben so viel stiehlt. Weißt du das nicht?" Augenscheinlich hatte der Knabe die Sache noch nie von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet. Mit einem Ausdruck des Schreckens und der höchsten Betroffenheit sah er zu dem strengen Gesicht des Capitäns auf, gleich darauf aber begann er hastig und eifrig die Taschen seiner zerlumpten Jacke zu durchsuchen. Aus der einen zog er zwei Kupfermünzen, aus einer andern einen Silber-Sixpence, aus der dritten einen ganz verbogenen, zerbrochenen und im Gepräge verwischten Schilling. Alle diese Geldstücke hielt er dem Capitän entgegen. „Das ist alles, was ich habe," sagte er. „Das Sixpence-Stück und die beiden Pennies habe ich mir verdient, den Schilling schenkte mir ein Herr. Er ist zerbrochen, aber doch von gutem Silber."

„Und was soll ich damit machen?" fragte der Capitän. — „Na, für meine Ueberfahrt," erwiderte der Kleine. „Ich denke, es ist über und über genug, und wenn ich erst drüben bin, verdiene ich mir's schon wieder."

Der gute Capitän konnte jetzt nicht länger ernst bleiben. Ein Lächeln glitt über seine verwitterten Züge, als er freundlich sagte: „Da, nimm Joby, behalte das Geld, mein Junge. Du scheinst nach allem ein ehrlicher Knabe zu sein. Bleibe ruhig hier auf dem „Falk", und wir wollen sehen, was sich mit dir anfangen läßt. Wie gefällt dir das?" Joby war natürlich entzückt. Die Matrosen, die in solchen Dingen merkwürdig geschickt sind, machten einen Anzug für den kleinen Körper zurecht, in dem Joby ganz stolz umher ging. Da er sich fleißig, anstellig und, was noch besser ist, absolut ehrlich und wahrheitsliebend zeigte, wurde er bei der Mannschaft des „Falk" bald sehr beliebt, und namentlich der Capitän hielt große Stücke auf ihn; was aber er seinerseits für den Capitän empfand, das sollte gar bald Jedermann auf dem Schiffe erfahren.

Der „Falk", ein Segelschiff, war, seit er den Canal verlassen hatte, mit dem Winde gesegelt, in der vierten Woche aber blies ihm ein heftiger Sturm aus dem Nordosten entgegen. Den ganzen Tag kämpfte das gute Schiff mit den berghohen Wellen, ohne Unterlaß auf- und niedergeschleudert, bis es schien, als müßten die stöhnenden und krachenden Masten in Stücke gehen. Aber es war ein wohlgebautes, festes Fahrzeug und schon aus manchem viel ärgeren Sturm heil hervorgegangen.

Beim Anbruch der Nacht nahm der Sturm an Heftigkeit zu. Die Segel waren bis auf die unteren, schweren, die nicht entbehrt werden konnten, eingezogen. Der Capitän stand frei auf dem Deck an einer Stelle, wo er alles übersehen konnte; in seiner Nähe, vom Takelwerk verborgen, saß der kleine Joby auf einem Haufen Taue. Zuerst hatten der Lärm und die Verwirrung, das Donnern der Wellen, das Kreischen des Windes und das wilde Krachen des Schiffes den Knaben geängstigt; als er aber beim Lichte einer Laterne das Gesicht des Capitäns ganz nahe erblickte, fühlte er sich beruhigt und sogar angenehm erregt durch den Aufruhr des Sturmes.

Plötzlich, als der Capitän eben einen Befehl durch seine Trompete rief, schien eine riesige Wassersäule aus der Tiefe aufzusteigen und sich auf das Schiff niederzulassen. Sie schlug mit furchtbarem Dröhnen an die Seite des Schiffes und warf ungeheure Wassermassen auf das Deck. Ehe der Capitän sich retten konnte, war er von seinem Platz gehoben und über Bord in die See geschleudert. Fast in demselben Augenblicke sprang eine kleine Gestalt hervor, hing einen Moment am Rande des Schiffes, that dann einen zweiten Sprung und verschwand in der Dunkelheit.

„Mann über Bord!" Dieser schreckliche Schrei übertönte noch das Rasen des Sturmes. Einen Augenblick war alles entsetzt und verwirrt, dann wurde nach dem Befehl des Steuermannes das Schiff gewendet, so daß es die Richtung des Windes hatte, und man machte ein Boot los.

„Es hat keinen Zweck," sagte einer der Männer zum Steuermann, der genau an der Stelle stand, wo der Capitän über Bord gefallen war, „wir können ihn bei solcher Tageszeit und noch dazu bei solchem Wetter nicht finden." „Das fürchte ich auch," antwortete der Steuermann traurig. „Armer, alter Mann! Aber horch, was war das?"

„Falk ahoi!" Der Ruf tönte langgezogen und laut aus der Dunkelheit, kaum 60 Fuß vom Schiffe. „Der Capitän!" rief ein Dutzend erfreuter Stimmen. „Aufgepaßt, Ihr Kerls! Faßt die Leine und zieht uns hinauf, oder wir ertrinken alle beide."

Leine! Uns! Was konnte er meinen? Aber schon hatte der Steuermann etwas Sonderbares entdeckt — ein dünnes aber starkes Tau, das an einem Ringe des Decks befestigt war und in die Dunkelheit sich abwärts ausstreckte, gerade nach der Stelle, von der die Stimme des Capitäns erklang. Es war straff angezogen, als ob an seinem Ende eine schwere Last hinge. Sofort zogen mehrere Paare von einem einzigen Willen regierter Arme an dem Tau; dann, als man merkte, daß die Last sich über Wasser und an der Schiffswand befand, ließ man eine Strickleiter hinab, und siehe: es kletterte zuerst Joby, dann Capitän Esser daran empor.

Ein Freudengeschrei erhob sich, das selbst das Heulen des Sturmes übertönte, als die Mannschaften die triefenden Gestalten des Capitäns und seines kleinen Freundes auf Deck umstanden. Wenige Worte genügten, um das Geschehene zu erklären. Joby, dessen Augen beständig auf dem Capitän ruhten, hatte gesehen, wie er über Bord gespült wurde. Er wußte, daß das eine Ende des Tauknäuels, auf dem er saß, an das Bollwerk befestigt war, denn er selbst hatte an diesem Tage den Knoten kunstgerecht geknüpft. Ohne sich auch nur einen Augenblick mit dem Gedanken an die eigene Gefahr aufzuhalten, nahm er das freie Ende des Taues zwischen seine Zähne und war gleich nach dem Capitän im Wasser. Obgleich er wie eine Ente schwimmen konnte, wurde er hilflos auf dem Kamm der Wellen dahingetragen, gelangte aber so zu Capitän Esser, der ihn in seinen Armen auffing. Der Capitän schlang nun das Tau um ihre beiden Körper, und so gelang es ihnen, theils schwimmend, theils vom Schiffe gezogen, ihre Köpfe über Wasser zu halten, bis vom „Falk" Hilfe kam.

Der Sturm erschöpfte während der Nacht seine Wuth, und der nächste Morgen war war klar und ruhig. Den ganzen Vormittag sah man Joby sehr ernst und schweigsam, als beschäftige ihn eine wichtige Frage. Endlich erschien er bei

dem Capitän in der Kajüte. „Nun, mein Junge," fragte der letztere, „was kann ich für dich thun?" — „Nicht wahr, das Leben eines Mannes ist eine ganze Menge Geld werth?" fragte Joby, indem er seine Mütze aufgeregt in der Hand drehte. „Nicht eines Jungen, wie ich bin, sondern eines erwachsenen Mannes?" „Ja, natürlich, mein Junge," erwiderte der Capitän. „Man schätzt sogar das Leben eines Mannes als das werthvollste seiner Besitzthümer." „Gut denn," sagte Joby und drehte die Mütze noch aufgeregter. „Sie sagen alle, ich hätte diese Nacht ihr Leben gerettet. Sie dürfen nicht glauben, daß ich es für was Großes halte; jeder Junge, der schwimmen kann, hätte dasselbe gethan, es ist nur ein Zufall, daß ich's thun durfte."

„Ja, gewiß thatest du's, Joby; aber was willst du sagen?" „Ja sehen Sie, sehen Sie," stammelte Joby, „ich — ich dachte, das würde hinreichende Bezahlung für meine Ueberfahrt sein. Dann hätte ich doch nicht gestohlen, wissen Sie."

Joby konnte nicht begreifen, warum die ehrlichen Augen des Capitäns feucht wurden, noch warum der rechte Arm des Mannes den kleinen Körper so fest an sich zog, daß Joby fast der Athem verging; und auch das Beben in der Stimme des Capitäns verstand er nicht, als dieser sagte: „Joby, mein Junge! So lange die Knochen des alten Tom Esser zusammenhalten und noch Leben in ihm ist, sollst du nie Schutz und Heimath, nie einen Freund und Vater entbehren."

Das neue Money Order-System.

Am 1. Juli d. J. wird ein neues Money Order-System eingeführt werden. Gleich Checks werden die Money Order-Formulare in Büchern an Coupons geheftet sein. Stellt ein Postmeister eine solche Geldanweisung aus, so hat der Erwerber auf derselben seinen und des Empfängers Namen anzugeben, welche sodann im Postamt auf dem Coupon vermerkt werden, und so wird für alle Theile eine Quittung und Abschrift geschaffen. Das neue Gesetz stellt folgende Gebühren für Geld-Anweisungen auf:

Für	$ 2.50	oder weniger		3	Cents
"	$ 2.50	bis	$ 5.00	5	"
"	$ 5.00	"	$ 10.00	8	"
"	$10.00	"	$ 20.00	10	"
"	$20.00	"	$ 30.00	12	"
"	$30.00	"	$ 40.00	15	"
"	$40.00	"	$ 50.00	18	"
"	$50.00	"	$ 60.00	20	"
"	$60.00	"	$ 75.00	25	"
"	$75.00	"	$100.00	30	"

Die Rundschau.

Redigirt und herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis 75 Cents per Jahr.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second class matter.

Zur gefälligen Beachtung.

1.) Die „Rundschau" wird regelmäßig jeden Mittwoch in Elkhart auf die Post gegeben und zwar an alle Abonnenten, ohne Ausnahme, zu gleicher Zeit. Die Blätter sollen daher bis längstens Samstag derselben Woche nach allen Postofficen der Ver. Staaten und Canadas gelangen, die nicht weiter westlich liegen als der Staat Colorado. Kommt das Blatt irgendwo längere Zeit unregelmäßig zur Austheilung, so wende man sich an den betreffenden Postmeister und wenn das nichts hilft, schreibe man uns.

2.) Auf dem auf jede Nummer aufgeklebten gelben Adreßstreifchen befindet sich gleichzeitig die Quittung, welche dem betreffenden Abonnenten anzeigt, bis zu welchem Datum sein Abonnement bezahlt ist. Heißt es auf dem Streifchen z. B. dec. 93, so bedeutet dies daß das betreffende Abonnement bis Ende December 1893 bezahlt ist.—jan. 94 heißt daß bis Ende Januar 1894 bezahlt ist.—mar. heißt März u. s. w. Der Monat ist, um Raum zu ersparen, auf dem Streifchen abgekürzt, während von der Jahreszahl nur die zwei letzten Ziffern angegeben sind.

3.) Wer drei Wochen nach Einsendung des Abonnementgeldes dasselbe auf dem gelben Adreßstreifchen nicht richtig quittirt findet oder wer zu irgend einer Zeit bemerkt, daß sein Streifchen eine unrichtige Quittung zeigt, der ist in seinem Interesse freundlichst ersucht uns darauf aufmerksam zu machen.

4.) Wer uns in Bezug auf sein Abonnement schreibt, der sende das gelbe Adreßstreifchen mit oder schreibe seinen Namen genau so wie er auf dem Streifchen gedruckt ist. Wenn auf letzterem der Name nicht richtig ist, so machen wir gerne jede gewünschte Veränderung.

5.) Wer verlangt, daß wir ihm sein Blatt nach einer anderen Postoffice als der bisherigen senden, der muß uns außer seiner neuen auch die alte Adresse angeben

6.) Geld schickt man am sichersten in einem registrirten Briefe oder per Money Order; größere Beträge per Draft (Wechsel) auf New York oder Chicago. Es ist sehr unsicher Geld oder Postal Noten oder Briefmarken in einem unregistrirten Briefe zu schicken, da auf diese Weise nicht selten Verluste vorkommen.

7.) Briefe an uns versehe man mit folgender Adresse: RUNDSCHAU,
ELKHART, INDIANA.

16. Mai 1894.

Die Arbeiterarmee.

Die auf dem Wege nach Washington befindlichen verschiedenen Abtheilungen der Arbeiterarmee liefern gegenwärtig den Zeitungen viel Stoff zur Unterhaltung ihrer Leser. Eine von Colorado ostwärts ziehende Abtheilung bemächtigte sich bei Pueblo in jenem Staate eines Zuges der Missouri Pacific-Bahn und es gelang ihnen trotz verschiedener in den Weg gelegter Hindernisse und Geleisesperren den Zug bis nach Kansas hinein zu behaupten, wo sie sich schließlich einer bewaffneten Sheriffsmacht übergaben, und jetzt ihrer Processirung entgegensehen. Wie gut die Zugräuber ihr Geschäft verstanden, ersieht man daraus, daß sie an mehreren Stellen, wo ihnen die Bahngesellschaft durch über die Quere gestellte Locomotiven u. s. w. den Weg versperrte, einfach das Geleise aufrissen und um das Hinderniß herumlegten.

Zu einem ernstlichen Zusammenstoße zwischen der Armee und der Behörde kam es in Californien, wobei einer der Anführer erschossen wurde.

Die größte auf dem Wege befindliche Abtheilung ist jedenfalls die unter Führung eines gewissen Kelly, die gegenwärtig auf etwa 150 Flößen den Missouri hinunter treibt.

Die meisten Schwierigkeiten mit dieser eigenthümlichen Bewegung haben anscheinend die westlichen, namentlich die Pacific-Staaten. In den östlichen Staaten verfolgen die Behörden, der allgemein sich geltend machenden Sympathie mit diesen Leuten Rechnung tragend, die Politik, die Pilger in den verschiedenen Städten die sich dieselben zu Halteplätzen erwählen, auf städtische Kosten mit Nahrung und Nachtlager zu versorgen und sie so schnell wie möglich wieder loszubringen. Die von Chicago ausgehende Abtheilung unter Führung eines gewissen Randall wurde z. B. in Indiana in den meisten Städten, wo sie anzuhalten wünschten, von Polizisten empfangen, nach einem von der Stadt entfernten Lager geleitet und dortselbst mit Lebensmitteln versehen. Bei dieser Behandlung benehmen sich die Leute sehr ruhig und bescheiden.

Unterdessen hat Coxey, der General der Armee, mit seinen Leuten ein Lager bei Washington bezogen und hat es bereits zuwege gebracht, daß der Congreß seinem Anliegen Aufmerksamkeit schenkte.

Verschiedenes aus Rußland.

— Ein berühmter Arzt und Geburtshelfer verbürgt folgendes seltene Vorkommniß: Die erste Frau eines russischen Bauern gebar viermal Vierlinge, dreimal Drillinge und sechsmal Zwillinge! Und die zweite Frau beschenkte den Mann zweimal mit Drillingen und sechsmal mit Zwillingen! Es blieben im Ganzen blos 9 von der Nachkommenschaft am Leben.

— 14,000 Rubel für eine Krankenvisite soll der Moskauer Prof. G. A. Sacharjin bekommen haben. Er wurde, wie Kiewer Blätter berichten, aus Moskau mit seinem Assistenten auf ein Gut im Kreise Skwira zu der kranken Frau des Gutsbesitzers Tereschtschenko eingeladen und soll bei freier Reise, Kost, Logis 2c. für die Visite 14,000 Rubel baares Geld erhalten haben. Seinem Assistenten wurden 2,000 Rubel verabfolgt. Daß Herr Tereschtschenko übrigens Geld im Ueberfluß hat, beweist schon der Umstand, daß er nach der ärztlichen Visite die Arznei aus Kiew per Extrazug holen ließ.

— Ueber die Abschaffung der Strafe der Deportation nach Sibirien findet sich ein Artikel in den „Tobolsk. Gub. Wed.," dem folgende Stellen entnommen sind: „Die Deportation ist der wunde Punkt für die Bewohner Sibiriens. Welch entsetzliches Unheil die Deportation dem Lande gebracht hat, beweist die sibirische Gerichtschronik, wie man aus der örtlichen Presse ersehen kann. Das Leben, die Ehre, das Eigenthum, alles Theure und Traditionelle wird durch die Deportation erbarmungslos vernichtet. Daher die beständigen Gesuche und Bitten um die Abschaffung der Deportation. Von den Sibiriern gar nicht zu reden, ein jeder Fremde, der zwei, drei Jahre in Sibirien zugebracht hat, gelangt unbedingt zu der Ueberzeugung, daß die Deportation schon längst aufgehört hat, eine Strafe und das Land selbst ein Schrecken zu sein. Freiwillige und unfreiwillige Ansiedler leben hier sehr gut, ja sogar besser als im europäischen Rußland. Schon der Umstand spricht dafür, daß viele Verbannte nachdem sie die Freiheit erhalten, nach Rußland nicht zurückkehren, sondern es vorziehen, in Sibirien zu bleiben. Was ist also das für eine Strafe oder Correctionsmittel, wenn die Verbrecher statt der verdienten Strafe in Sibirien den besten Boden für die weitere Ausübung ihrer verbrecherischen Profession finden? Ueberall in ganz Sibirien liegt die Deportation wie eine schwere Last auf der Bauernschaft. Dank der Deportation muß er verschiedene Abgaben zahlen, muß in seine Mitte lasterhafte Individuen aufnehmen, für deren Rückstand aufkommen, jährlich mehrere tausend Vagabunden, die ihr Leben in den Schänken fristen und im dieselben Lungern, ernähren."

— Wie außerordentlich leichtgläubig das russische Volk noch immer ist und wie wenig dazu gehört, um ihm das Unsinnigste als natürlich und vernünftig erscheinen zu lassen beweist nachstehender Vorfall: Im B....schen Kreise machten im Jahre 1892 einige Leute die sensationelle Entdeckung — daß auf dem Planeten Jupiter ebensolche Menschen wohnen wie auch bei uns auf der Erde. Diese „Jupiterentdecker" begannen auf irgend welchen, bis jetzt leider noch nicht aufgeklärten Schleichwegen die gutmüthigen Ukrainer zur Uebersiedlung nach „ihrem" Planeten aufzufordern. Der Boden dort sei ein vorzüglicher, Wald und Wiesen — im Ueberfluß vorhanden, Fische — so viel man nur will, allerhand Gethier und Geflügel in den Wäldern so zahlreich, daß wenn eine ganze Armee käme, sie dasselbe nicht vertilgen könnte, denn — so fügten die „Jupiteristen" erläuternd hinzu—Eisenbahnen giebt es dort nicht, ein prächtiger Weizen gedeihe von selbst und es stehe Jedermann frei, das Land für sich in Besitz zu nehmen. Als der Pristaw hiervon erfuhr, wollte er sich Herr der schwierigen Situation zeigen und das Lob seiner Vorgesetzten, die ihm die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung anvertraut hatten, verdienen. Er berief also die Urjadniks, die Zehnt- und Hundertmänner. Der Wunsch der N.-schen Bauern, nach oder auf den Jupiter zu übersiedeln, wurde amtlich festgestellt. Wer ist der Anstifter? Man brachte auch den Anstifter, Owerka Schkoda. „Warum wiegelst Du das Volk auf, die du Vorgesetzten noch keine Verfügung betreffs der Uebersiedlung getroffen haben?!" Schkoda versuchte zu leugnen: „Ich bin des Lesens und Schreibens nicht mächtig ... die Leute sagen ... es sei ein gutes Land". Im Resultate — eine Protocollaufnahme wegen Verbreitung falscher Gerüchte über die Zulassung zur Uebersiedlung auf den Jupiter und Schkoda wird zu Verantwortung gezogen. Die Sache kam aber nicht vor's Gericht, weil die Behörden über die astronomischen Entdeckungen des Pristaws in Kenntniß gesetzt wurden.

Die letzte kalte Winternacht.

Die letzte kalte Winternacht
Ist plötzlich, raschen Flugs, entschwunden,
Und vor mir liegt in Frühlingspracht
Die Welt mit wohligem Gesunden.

Vom klaren, blauen Himmelszelt
Erwärmend lacht die Frühlingssonne
Hernieder auf die ganze Welt
Und läßt sie ahnen Maienwonne.

Und knospend am Gesträuch und Baum,
Da schauen heimlich zarte Blätter
Hervor als wie aus einem Traum,
Den sie geträumt im Winterwetter.

Allüberall in Wald und Feld
Ein sehnend, treibend, schwellend Weben,
Denn es erwacht die ganze Welt
Zu frühlingsheit'rem Liebesleben.

Gust. Rickelt.

Eine interessante Zähmung.

Neulich bewegte sich in New York den Broadway entlang ein Zug, welcher das lebhafteste Interesse sämmtlicher Fußgänger erregte, und eine gewaltige Schaar von Neugierigen, zuweilen über 2000 Personen stark, fortwährend als Geleite hatte. Die Hauptfigur in dem Zuge bildete ein riesiger schwarzer Hengst von der Percheron-Rasse, an Gestalt und Größe ein wahres Prachtexemplar von einem Pferde. Dasselbe wurde von einem Manne an einem starken Strick, der an einem Ring in der Nase des Pferdes befestigt war, geführt; um den Kopf des Hengstes waren vier Stricke gewunden, welche durch das Gebiß gingen, und auf beiden Seiten von zwei Männern gehalten wurden, während hinter dem Thiere noch ein Stallknecht marschirte, der eine schwere eiserne Stange, an welcher sich vorne ein Haken befand, in der Hand trug.

Der Hengst ist ein werthvolles Thier und kommt von Jowa; wegen seiner Wildheit und Bösartigkeit wurde er nach New York gebracht, wo der berühmte Pferdezähmer Gleason ihm seine bösen Eigenschaften, wenn möglich austreiben sollte.

Der Hengst ist ein Vollblut-Percheron, ein wahres Prachtthier und wurde als zweijähriges Füllen von Singmaster & Co. in Keota, Jowa, für Zuchtzwecke importirt; diese verkauften ihn an J. Titch in Bedford, Taylor Co., Jowa.

Das Pferd wurde aber, als es drei Jahre alt war, so bösartig, daß es für weniger als den Kostenpreis an seinen jetzigen Eigenthümer, E. N. Dewitt, aus demselben Orte, verkauft wurde. Alle Versuche, das Thier zu zähmen, haben sich bis jetzt als erfolglos erwiesen; es hat bereits drei Männer, die es an Vorsicht fehlen ließen, getödtet, und mehrere andere zu Krüppeln gemacht. Darum mußten besondere Vorsichtsmaßregeln angewandt werden, als der Menschentödter durch die Straßen geführt wurde.

Der „schwarze Satan", wie er in Jowa genannt wird, hat, wie Dewitt sagt, seit drei Jahren seinen Stall nicht verlassen, bis er am letzten Donnerstag nach New York geschickt wurde; die Eisenbahngesellschaft nahm ihn erst an, nachdem er in einem starken Käfig sicher untergebracht worden war. Aber ehe die erste Station erreicht war, war der Käfig schon in Feuerholz verwandelt, und der „schwarze Satan" hätte wahrscheinlich den ganzen Bahnwagen zerschlagen, wenn er nicht den Nasenring gehabt hätte, und auch sonst noch mit Stricken gefesselt gewesen wäre.

Besonders ungeberdig zeigte sich der „Satan" nachdem er Jersey City verlassen hatte, und sich auf dem Wege nach Madison Square befand; und als er endlich in seinen Stall gebracht war, erforderte es die vereinigten Kräfte von sechs oder sieben Männern unter Leitung des Prof. Gleason, um dem Thiere den Zaum und die Stricke abzunehmen; diese Arbeit nahm beinahe zwei Stunden in Anspruch. Der Hengst biß wie ein toller Hund nach Allen, was in seine Nähe kam, und gebrauchte seine Vorderbeine wie ein geübter Faustkämpfer die Fäuste. Den Versuch, dem „Satan" Hufeisen anzulegen, hat bis jetzt noch kein Schmied zu machen gewagt.

Den nächsten Tag fand sich am Abend im Madison Square Garden eine große Anzahl Zuschauer ein, als der Prof. Gleason, der bekannte Pferdebändiger, mit dem bösartigen Hengst in der Arena seinen letzten Erziehungsversuch machte. Gleason war in seiner Dressur augenscheinlich vorsichtig gewesen, und hatte dem riesigen schwarzen Percheron die Wildheit und Bösartigkeit erst gründlich ausgetrieben, ehe er ihn im Madison Square Garden dem Publikum vorführte.

Um halb zehn Uhr wurde der „schwarze Satan" von vier Stallknechten in die Arena geführt und während er von diesen an starken Stricken festgehalten wurde, berührte ihn Gleason leicht in den Flanken mit der Peitsche, was Trocadero durch Schnauben und Bäumen erwiderte. Dann näherte sich der Bändiger vorsichtig dem Kopfe Trocaderos, und feuerte dicht vor demselben mehrere Revolverschüsse ab. Dies schien dem Hengst gewaltig zu imponiren, und als ihm darauf Gleason die Vorderfüße fesselte, setzte er demselben nur noch geringen Widerstand entgegen.

Mit einen von diesen Fesseln zum Gurt führenden Flaschenzug hob Gleason die Füße des Hengstes nach Belieben, und brachte ihn bald zu der Ueberzeugung, daß er seinen Meister gefunden hatte. Als der Percheron schließlich durch diese Vorrichtung durchaus nicht mehr Herr seiner Bewegungen war, schien ihm allmälig seine ganze ursprüngliche Wildheit abhanden zu kommen, und es währte gar nicht lange, bis der Bändiger den bösen Trocadero anschirrte, und mit ihm, wie mit einem längst eingefahrenen Wagenpferde, in der Arena des Madison Square Garden herumkutschirte.

Eine Dünger-Fabrik.

In Belvidere, N. J., besteht ein merkwürdiges Kunstdünger-Geschäft, das mit einem Hinrichtungs-Institut für — Pferde verbunden ist. Denn alte, dienstuntauglich gewordene Gäule haben die Bestimmung, den Rohstoff dieses Geschäfts hauptsächlich liefern zu müssen.

Landwirthe, welche nicht wissen, was sie mit ihren abgerackerten, ausgemergelten Gäulen anfangen sollen, können solche dort zu $1.50 bis $2 das Stück verkaufen und später, wenn es ihnen beliebt den Kunstdünger einkaufen, um damit das Wachsthum ihrer Saaten noch directer zu fördern, als das Pferd bei seinen Lebzeiten vermochte.

Dieses Geschäft kauft alle alten Pferde, die es irgend kriegen kann, und macht trotz der schlechten Zeiten stets großen Profit. Denn aus jedem alten Gaul lassen sich durchschnittlich 500 Pfund, also etwa eine Vierteltonne, Kunstdünger erzielen, und der Preis des letzten schwankt zwischen $20 und $35 pro Tonne. Es werden verschiedene Qualitäten Kunstdünger hergestellt, und je nach dem Mischungsverhältniß ist der Preis niedriger oder höher. Auch werden die Profite nicht am Dünger allein gemacht. Doch führen wir die Leser einen Augenblick in das Institut selbst.

Ein Theil des Gebäudes ist als das „Todtenhaus" bekannt, und hier ist beständig ein „Scharfrichter" beschäftigt. Das zu tödtende Pferd wird aus dem Schuppen, wo es zeitweilig untergebracht war, hereingeführt, an einen Pfosten gebunden und ihm dann die „schwarze Kappe" über den Kopf gezogen. Darauf führt der Henker einen wohlgezielten Axtschlag auf den Kopf, und das Thier stürzt zusammen. Nun wird ihm noch der Hals durchgeschnitten, und die Abschlachtung ist vollbracht.

Darauf wird die Haut abgezogen, welche extra an Lederfabrikanten verkauft wird und schon mehr einbringt, als das ganze Thier ursprünglich den Düngerfabrikanten gekostet hat. Das Fleisch wird, wenn es irgend welches Fett enthält, gekocht, und das Fett abgesondert, um gleichfalls extra verwendet zu werden. Darauf wird das Uebrige in einen Keller geworfen, wo man es drei Monate lang liegen läßt und mit Pottasche und Gyps behandelt, wodurch die Fäulniß gefördert wird. Die Knochen aber werden besonders zermalmt, und das Pulver davon giebt, mit mehreren Chemikalien vermischt, den „Knochen-Kunstdünger", welcher wohl der beste seiner Art ist. Alle verwendeten Stoffe sind übrigens wohlfeil.

Diese Anstalt liefert bei Vollbetrieb jeden Tag drei Tonnen Kunstdünger. Obwohl übrigens hauptsächlich Pferde begehrt sind, werden auch alte Hornvieh genommen. Sogar schon todte Thiere werden nicht verschmäht, wenn sie nicht zu alt sind.

— Graf Tolstoi behauptet, es sei unmöglich, ein Christ und Politiker zugleich zu sein.

Allerlei.

— Auf der Insel Ceylon gebraucht man heute noch die nämliche Art von Pflügen, wie vor 2000 Jahren.

— Jowa und Kansas wurden letzte Woche von furchtbaren Hagelwettern heimgesucht. Der angerichtete Schaden ist unermeßbar.

— In Chicago herrscht gegenwärtig eine schlimme Pockenepidemie. Es sollen durchschnittlich etwa 1000 Personen an dieser ekelhaften Krankheit darniederliegen.

— In das Petersburger Findelhaus sind in den 55 Jahren des Bestehens desselben 220,317 Kinder beiderlei Geschlechts gebracht worden, d. h. 35 Proc. der Gesammtzahl aller in Petersburg während dieser Zeit Geborenen!

— Ein billiges Barometer. Man füllt einen Topf mit feuchtem Sande und steckt darauf einen Tannenzapfen. Wenn schönes Wetter im Anzuge ist, so öffnen sich die Schuppen; wenn Regen bevorsteht, so schließen sie sich.

— Als einst ein Redner in der Sonntagschule anfing zu weinen, da fragte ein Junge seinen Freund: „John" warum weint er wohl?" Der Gefragte antwortete: „Wenn du nicht mehr zu sagen hättest als er, würdest du auch weinen!"

— Die Weizenpreise fallen noch immer. Am 8. Mai wurden in New York Preise notirt, wie sie überhaupt noch nie vorgekommen sind. Maiweizen brachte 59½ und Juli-Weizen 64¼ Cents. In Chicago fand der Preis für Mailieferung auf 56⅝ und für Julilieferung auf 58¼ Cents.

— Die Ernteaussichten in Süd-Dakota waren selten vielversprechender als dieses Frühjahr. Der Lenz setzte ungewöhnlich früh ein. Schwere Regengüsse durchnäßten den Boden und machten jede Wasserpfütze zu einem kleinen See. Noch einige kleine Regenschauer im Mai und Juni werden uns eine der reichsten Ernten sichern, die Dakota je gesehen. [Dakota Fr. Presse.]

— Trotz der Sehnsucht der Kinder Israels nach ihrem Stammlande war dieses bis vor Kurzem doch nur schwach von ihnen besiedelt. Während vor 200 Jahren in ganz Palästina nur noch etwa 5000 Juden wohnten, davon 4000 in Jerusalem, und in der Mitte unseres Jahrhunderts etwa 10,000, ist Jerusalem neuerdings, seitdem vor einigen Jahren die Austreibungen der Juden aus Rußland begannen, wieder eine vorwiegend jüdische Stadt geworden. Nach dem „Globus" hat sich die Bevölkerung Jerusalems in letzten fünfundzwanzig Jahren von 20,000 auf 50,000 Seelen vermehrt, darunter sind 28,000 Juden, die aus Rußland und den Donauländern eingewandert sind. Die Alliance israelite universelle sorgt für Verbreitung französischen Einflusses unter ihnen. Sie läßt in allen ihren Schulen die französische Sprache lehren.

— Eine neue Krankheit soll in den Vereinigten Staaten bei Leuten aufgetreten sein, welche sich mit der Cultur und der Conservirung von Pfirsichen abgeben. Es tritt, wie berichtet wird, eine lebhafte Röthung der Nasenschleimhaut ein, die bald auch reichlich Schleim absondert, die Bindegewebshaut des Auges und die Schleimhaut der Luftröhren werden ebenso angegriffen, es können auch asthmatische Zufälle eintreten. Auch die Haut wird in Mitleidenschaft gezogen: an den Händen, den Unterarmen, dem Halse und der Stirn treten Flecken auf, dazu gesellt sich Uebelbefinden, auch steigt die Körpertemperatur um 1—2 Procent. Ob die Ursache der Reizung im Flaum der Pfirsiche oder etwa in darin sich aufhaltenden Organismen zu suchen ist, darüber ist man noch im Dunkeln. Es werden auch nicht alle Arbeiter gleichmäßig davon befallen; manche härten sich sehr schnell dagegen ab, bei anderen aber steigern sich die Reize bis zu geistigen Störungen.

— Der neueste Bericht der Staats-Ackerbaubehörde von Kansas zerstreut die Besorgnisse, daß die Weizensaat durch den „Blizzard" im Frühjahr schlimm beschädigt worden sei. Nördlich und westlich von Kansas sei großes Unheil angerichtet worden, aber nicht so sehr im Staate selbst. Wenn im ärgsten Falle 14 Procent der Ackerfläche umgepflügt werden mußten, so blieben immer noch vier Millionen Acres Weizen übrig, und der Durchschnittsstand der Saat wird zu 75½ Procent einer Durchschnittsernte angegeben.

— Mit dem Erscheinen des Frühlings beginnt auch wieder die Bewegung zur Ausrottung des englischen Sperlings. Dr. C. Hart Merriam, der Ornithologe des Ackerbaudepartements, sagt, daß der Sperling jetzt über die Obstgegenden in Californien verbreite, wo er, wenn keine Maßregeln dagegen ergriffen werden, dem Staate bedeutenden Schaden zufügen werde. Der Doctor empfiehlt als bestes Mittel gegen den Spatzen die Zerstörung seiner Nester und des jungen Nachwuchses. Die Lieblingsplätze des Spatzes in Städten und Dörfern sind nach seiner Angabe die Schlingpflanzen, welche die Kirchen und andere Gebäude bedecken; dort finden sich Hunderte und Tausende von Nestern. Wenn sich diese mit Pflanzen bedeckten Mauern und Wände im Bereiche des Schlauches einer Feuerspritze befinden, so könnten die jungen Sperlinge massenweise todtgespritzt werden, und bei richtigem Vorgehen kann man verhindern, daß Millionen junger Spatzen über ihre Jugendzeit hinauskommen.

— Eine furchtbare Dürre suchte vor Monatsfrist die italienischen Fluren heim, wie überhaupt die Felder in ganz Europa; überall wünschte man den wohlthätigen Regen herbei. In Italien war Piemont als am schwersten geprüfte Landschaft. In Sardinien hat sich außer der Dürre noch die Heuschreckenplage eingefunden. Die Heuschrecken befinden sich in überaus großer Anzahl auf offenem Felde, sie sind sehr klein — kaum viel größer als die Schmeißfliegen—und sind in größeren Gruppen zusammen. Ihre Vernichtung ist deshalb nicht sehr schwer. Viele Heuschrecken werden mit Besen und mit kochendem Wasser vernichtet. Viel wirksamer erwies sich jedoch die Methode der Vernichtung mit Feuer, das an den vier Seiten der von den gefräßigen Insecten heimgesuchten Zone ausgeführt wird. An den Stellen, wo das Gras wegen seiner Frische dem Feuer nicht Nahrung geben kann, werden Stroh oder andere leicht brennbare Stoffe in Brand gesetzt. Nicht weniger traurig als die Lage der italienischen Landwirthe war die der französischen Bauern. Die Futterkräuter begannen unter der Einwirkung einer für die gegenwärtige Jahreszeit viel zu heißen Witterung auszuschlagen und dürften kaum gedeihen. Es bedarf die Erinnerung an die Schwierigkeiten, mit welchen im vorigen Jahre infolge des Futtermangels die Bauern und Viehzüchter zu kämpfen hatten, trug dazu bei, die Unruhe, die man hegte, noch zu vergrößern. Seit zwei Monaten hatte man in einzelnen französischen Landestheilen, besonders im Arrondissement Avignon, nicht mehr reichliche Regenfälle gehabt.

Neueste Nachrichten.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn. — Troppau, 9. Mai. In einer Grube bei Polnisch-Ostrau (Bezirks-Gericht, Oderberg) versuchten heute Früh ausständige Grubenarbeiter ihre an der Arbeit befindlichen Kameraden zu verjagen. Gensdarmerie kam letzteren zu Hülfe, und es entspann sich ein heftiger Kampf. Das Resultat war ein grauenvolles. Neun der Aufrührer blieben todt auf dem Platze, und ein Dutzend oder mehr wälzten sich in ihrem Blute. Entsetzt stoben die Ueberlebenden nach allen Richtungen auseinander. Sie drohen aber zurückzukehren, um wegen des Todes ihrer Genossen blutige Rache an den Gensdarmen und Grubenbesitzern zu nehmen. Die Behörden sind jedoch auf alle Fälle vorbereitet.

Großbritannien. — London, 7. Mai. In den bei Waltham Abbey, 15 Meilen von hier gelegenen „Cordite Works" fand heute Nachmittag eine Explosion, die vierte im Zeitraum eines Jahres, statt. Tausende von Flaschen mit salpetersaurem Salz und Schwefelsäure explodirten plötzlich auf bis jetzt nicht aufgeklärte Weise. Vier Personen wurden getödtet und dreißig verletzt. Durch die Explosion gerieth ein 30 Yards entfernter Schuppen, in welchem sich eine Nitroglycerinniederlage befand, in Brand, wodurch eine zweite Explosion verursacht wurde. Zum Glück befand sich Niemand in diesem zweiten Schuppen, so daß der Hauptschaden durch die erste Explosion angerichtet wurde. Die meisten der verletzten Personen waren durch herabfallendes Glas und Trümmer getroffen worden. Die Verletzungen sind in den meisten Fällen unbedeutend, und nur drei Personen waren so schwer verletzt, daß sie nach dem Hospital geschafft werden mußten. Theile der Körper der vier Getödteten wurden in großer Entfernung von der Stelle, an welcher der Schuppen gestanden, aufgefunden.

Rußland.—Berlin, 7. Mai. Während eines judenfeindlichen Aufruhrs in Grajewo in Russisch-Polen machten mehrere Arbeiter einen Angriff auf jüdische Ladenbesitzer und plünderten deren Läden und Wohnhäuser. Militär wurde zur Dämpfung des Aufruhrs herangezogen, und nach einem heftigen Kampfe, in welchem die Soldaten mit gezogenen Säbeln vorgingen, wurden die Ruhestörer auseinander getrieben. Vier der Arbeiter blieben todt auf dem Platze, hundert derselben waren verwundet.

St. Petersburg, 9. Mai. Die Polizei ist angeblich einer neuen weitverzweigten Nihilistenverschwörung auf die Spur gekommen. Es sollen in Verbindung mit derselben bereits über hundert Personen verhaftet worden sein.

Petersburg, 11. Mai. Außer den vierzig Studenten, welche unlängst auf den Verdacht hin, Nihilisten zu sein, verhaftet wurden, sind gleichzeitig andere Studenten in Moskau, Twer und Smolensk verhaftet worden. In Moskau wurde außerdem eine von den Studenten für die Anfertigung nihilistischer Flugschriften benutzte Druckerpresse beschlagnahmt.

Petersburg, 12. Mai. Während des Osterfestes haben sich im südlichen Rußland sehr ernstliche antisemitische Unruhen zugetragen, wobei mehrere Personen ihr Leben einbüßten. In Jekatherinoslaw griffen Schaaren festlich gekleideter Arbeiter im letzten April während eines Wochenmarktes die jüdischen Besitzer von Verkaufsbuden an, und die Ausschreitungen verbreiteten sich schnell über den ganzen Ort. In der Mitte einer Straße wurde ein Faß mit Petroleum angezündet und die von den Juden gehaltenen Läden wurden erbrochen und ausgeraubt, während die Eigenthümer mißhandelt wurden. Viele Juden versuchten sich auf Fuhrwerken zu flüchten, aber diese wurden umgeworfen und zertrümmert. Am nächsten Tage wurde die Braink'sche Eisenfabrik von Truppen umringt, um die Arbeiter zu verhindern, in den Ort zu kommen und die Unruhen zu erneuern. Hundert Aufwiegler wurden verhaftet.

Griechenland.—Athen, 7. Mai. Hier und in Atalanta wurde heute abermals ein heftiger Erdstoß verspürt. Passagiere, welche sich an Bord der die Meerenge von Euboea durchfahrenden Dampfer befanden, sagten, daß sie deutlich das durch den Erdstoß verursachte Zittern der Erde bemerkt hätten. Dasselbe sei so heftig gewesen, daß ein Theil der Befestigungen von Chalkis dadurch zerstört wurde.

Inland.

St. Louis, Mo., 6. Mai. Aus Arcola, Ill., wird gemeldet, daß jener Ort und Umgegend von einem verheerenden Hagelschauer heimgesucht wurden, durch welchen namentlich die Saatfelder schwer beschädigt wurden.

San Antonio, Tex., 7. Mai. Von Neuem ergeht von der nothleidenden Bevölkerung von Zapata County, Texas, ein Ruf um Unterstützung an die Welt. In demselben heißt es, daß die hungernden Leute zu einem solchen Grade von Verzweiflung getrieben sind, daß kürzlich zwanzig derselben einen Angriff auf einen Geschäftladen machen wollten, um Lebensmittel zu erlangen. Der Angriff wurde noch rechtzeitig durch Vertheilung von Nahrungsmitteln abgewandt. Die Dürre in jener Gegend hat jetzt seit vier Jahren angehalten, und in dem ganzen County ist keine Wagenladung Gras zu finden. Es ist der einzige Bezirk im südöstlichen Texas der nicht von den kürzlichen schweren Regengüssen heimgesucht worden ist.

Gainesville, Tex., 8. Mai. Die Chickasaw Nation ist von einem der schlimmsten Wirbelwinde, von denen man jemals dort gehört hat, heimgesucht worden. Es wurden nicht weniger als zwanzig Häuser umgeweht; unter diesen befand sich das von J. C. Humphrey und seiner aus sechs Personen bestehenden Familie bewohnte Haus. Das Gebäude wurde vollständig zerstört und die Bewohner wurden nach allen Richtungen hingeschleudert. Frau Humphrey erlitt dabei einen Arm- und Schädelbruch und wird wahrscheinlich ihren Verletzungen erliegen, ebenso der zehnjährige Sohn Frank. Die anderen Mitglieder der Familie wurden leicht verletzt. Die Zäune wurden auf Meilen im Umkreise niedergeworfen und auch das Vieh hatte schwer zu leiden.

St. Louis, Mo., 11. Mai. Der „Post Dispatch" wird aus Browning, Mo., gemeldet: „Gus" Meeks, seine Frau und vier Kinder wurden gestern Abend in der Nähe eines Strohschobers ermordet aufgefunden. Die Mörder sind verhaftet und werden wahrscheinlich der Volksjustiz zum Opfer fallen. Meeks wohnte mit seiner Familie zu Milan und befand sich auf dem Wege nach Browning, um Verwandte zu besuchen. Als sie an dem Hause George Taylor's vorbeikamen, schoß der Letztere auf sie, und Meeks wurde auf der Stelle getödtet. Seine Gattin und seine Kinder wurden dann, mit Ausnahme eines neunjährigen Mädchens, mit der Axt erschlagen. Die Leichname wurden in einem Strohschober versteckt. Die Mörder hielten auch das neunjährige Mädchen für todt, doch dasselbe kehrte ins Bewußtsein zurück und gab an wer die Mörder seien. Die Polizei ist Letzteren auf der Spur und hat bereits verschiedene Verhaftungen vorgenommen. Meeks war vor Kurzem durch Gouverneur Stone aus dem Zuchthause entlassen worden, damit er in einem Viehdiebstahl-Processe, in welchen er selbst verwickelt war, gegen William und George Taylor als Zeuge auftreten könnte.

Kenosha, Wis., 11. Mai. Ein gestern von sieben Banditen aus dem Indianer-Territorium ausgeführter Bankraub verursacht hier große Aufregung. Die Räuber zwangen den Cassirer das vorhandene Baargeld, $4000, auszuhändigen. Die als Sicherheitsposten vor der Bank aufgestellten Kerle zogen durch ihr ebenso zweckloses wie lebhaftes Feuern eine Schaar Neugieriger herbei und verwundeten zwei Bürger tödtlich. Von dem Indianer-Territorium aus befinden sich Mannschaften auf der Verfolgung der Rauber, doch ist es bisher zu keinem Zusammenstoß zwischen den Verfolgern und den Verfolgten gekommen.

St. Anne de la Garde, Queb., 9. Mai. Heute Morgen sind zwei weitere Häuser in den Fluß gestürzt. Zweihundert Mann sind beschäftigt, die große Canadisch-pacifische-Eisenbahnbrücke zu retten, obgleich man kaum glaubt, daß dieselbe den Fluthen widerstehen wird. Daß die Bewohner dieses Dorfes in großer Aufregung sind, ist selbstverständlich. Gegen 10 Uhr gestern Morgen bemerkte der Farmer Ulrich Boissevert, dessen Eigenthum von 15 Acres oberhalb der canadisch-pacifischen Brücke gelegen ist, daß sein Land rasch weggerissen wurde und mit Hülfe einiger Nachbarn begann er dann seine Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Kaum war er damit fertig, als er sein Haus von den Wogen des Flusses fortgerissen sah. Das Land rings um dasselbe verschwand allmälig und die Farmer beschlossen sofort, dem Beispiele Boisseverts zu folgen und auch ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Wegen der Plötzlichkeit der Catastrophe war es unmöglich die Gebäude zu retten und in kurzer Zeit sah ein anderer Farmer, Namens Jean Briere, wie sein Haus und seine Scheune den Fluß hinabgerissen wurden. Leute, die am östlichen Ufer des Flusses wohnen, und nördlich von der Eisenbahnbrücke, fingen an, ihre Möbeln in Sicherheit zu bringen. In manchen Fällen wurden dieselben nach dem eine Meile entfernten unteren Ende des Dorfes getragen. Bis jetzt sind zwölf Häuser und ebenso viele Scheunen fortgerissen worden. Ein Berichterstatter, der auf der Eisenbahnbrücke stand, konnte sehen, wie das östliche Ufer des Flusses so reißend schnell verschwand, daß im Zeitraum zweier Stunden ein Acker Land hinter einigen Wohnungen vom Flusse, der wie ein Mühlbach daherströmt, weggerissen wurde. Das Wasser ist etwa 15 Fuß von der Eisenbahnbrücke entfernt und so gewaltig ist die Strömung, daß kein Schiffer mit einem Boot hinauszufahren wagt. Einstweilen ist es unmöglich zu sagen, wie die Katastrophe werden wird, da das Dorf in unmittelbarer Gefahr schwebt. Mehrere Farmen an der anderen Seite des Flusses sind durch die Ueberschwemmungen arg beschädigt worden.

Marktbericht.

11. Mai 1894.

Chicago, Ill.

Sommerweizen, No. 2	57 —57½
Winterweizen, No. 2	57¼
Mais	38 —39⅞
Hafer, No. 2	35
Roggen, No. 2	45¼
Gerste	52 —56

Viehmarkt.

Stiere	$3.40—4.55
Kühe, Bullen rc.	2.70—3.80
Schweine	4.90—5.35
Schafe	2.10—3.60
Lämmer	3.60—4.10

Milwaukee, Wis.

Weizen, No. 2	55¾
Gerste No. 2	54

Viehmarkt.

Stiere	$ 2.75— 4.25
Kälber	3.00— 4.50
Bullen	1.85— 2.40
Milchkühe	18.00—33.00
Kühe	1.50— 2.90
Schweine	5.00— 5.35
Schafe	2.25— 3.00
Lämmer	3.00— 4.00

Minneapolis, Minn.

Weizen, No. 1, nördl	63¼
No. 2, nördl	60¾
No. 1, hart	63¾

St. Louis, Mo.

Weizen, No. 2	53⅝
Mais, No. 2	37¾
Hafer, No. 2	37¼

Viehmarkt.

Stiere	$4.15—4.75
Schweine	4.80—5.40
Schafe	2.40—3.85

Kansas City, Mo.

Weizen, No. 2, hart	51
No. 2, roth	53 —54
Mais	36 —38½
Hafer	36½—37

Viehmarkt.

Stiere	$2.25—5.30
Kühe	1.75—3.50
Schweine	2.27—5.52
Schafe	2.75—3.25
Lämmer	4.00—4.40

Omaha, Neb.
Viehmarkt.

Schweine	4.05—5.20

Was wir thun.

Es dürfte manchen unserer Leser interessiren zu erfahren, wie wir die „schlechten Zeiten" bestehen. Mit Genugthuung können wir sagen, daß es uns bisher gelungen ist unser Arbeitspersonal in Thätigkeit zu erhalten und daß wir zeitweise sogar gezwungen waren Ueberzeit machen zu lassen. Unsere vorzüglichen Einrichtungen ermöglichen es uns, bedeutend mehr Arbeit zu leisten als unsere acht Zeitschriften und die verschiedenen Bücher u. s. w. für die Gemeinschaft erfordern. Wir sind vielmehr im Stande ein gut Theil Kundenarbeit zu thun und beschäftigen uns besonders mit dem Drucken großer Auflagen von Catalogen, Flugschriften, Zeitungen, Büchern u. s. w.

Im Nachstehenden giebt unser Geschäftsführer eine Schilderung dessen was er sah, als er sich unlängst in Geschäftsangelegenheiten in Chicago aufhielt.

Vor einiger Zeit erhielten wir von Dr. Peter Fahrney in Chicago den Auftrag, 600,000 Zeitungen und Flugschriften zu drucken; dieselben wurden pünktlich zur festgesetzten Zeit fertig und in zwei Lieferungen von je einer Carladung nach Chicago gebracht. Unsere Arbeit wurde einer gründlichen Prüfung unterzogen, erwies sich als zufriedenstellend, und der ausbedungene Betrag wurde uns nach Vorlegung der Rechnung unverzüglich ausbezahlt.

Am 1. Mai d. J. sprach unser Geschäftsführer wieder bei Dr. Fahrney in Geschäftsangelegenheiten vor und wurde aufs zuvorkommendste empfangen. Nach ungefähr einstündiger Unterhaltung, während welcher sich bei dem Besucher der lebhafte Wunsch regte, die Sehenswürdigkeiten des Hauses in Augenschein zu nehmen, machte der Doctor den Vorschlag, einen Gang durch das Gebäude zu unternehmen, der sich in der Folge als höchst interessant erwies.

Der erste Raum den wir betreten ist eine große Office, welcher der älteste Sohn des Doctors vorsteht. Von besonderem Interesse in dieser Office ist die Abtheilung, in welcher die in etwa zwölf Sprachen geführte Correspondenz besorgt wird, wozu eine Anzahl Buchhalter und Schnellschreiber verschiedener Nationalität angestellt sind. Hier kommt auch die modernste Einrichtung für das Diktiren von Briefen zur Anwendung, nämlich der Phonograph, welcher den emsigen Schnellschreibern die vorher hineingesagten Worte widergibt.

Ein anderer Gegenstand von hohem Interesse, den wir auf unserer Wanderung begegnen, ist eine Sammlung seltener alter Bücher in einem großen feuer- und einbruchsicheren Gewölbe. Diese Bücher stammen aus der Hinterlassenschaft des ersten Dr. Fahrney. Unter Anderem enthält diese Sammlung eine alte deutsche Bibel, die im Jahre 1757 gedruckt worden ist, Sauer's Gesang- und Melodienbuch und zwei Bände medicinischer Werke, gedruckt von Laurentius. Die letzteren stammen aus der ersten Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, und sind daher von hohem Werthe. Diese Bücher waren das Eigenthum des aus der deutschen Schweiz stammenden Dr. Peter Fahrney, der vor mehr als einem Jahrhundert in Lancaster, Pa., lebte und der Großvater des bekannten Dr. Peter Fahrney in Chicago ist. Außer diesem feuersicheren Gewölbe sind noch fünf andere vorhanden, in welchen Briefe und andere Schriftstücke, die sich seit vielen Jahren angesammelt haben, aufbewahrt werden. Eines der wichtigsten Bücher ist dasjenige, in welches die einlaufenden Zeugnisse geklebt sind, und dieses wird niemals in's Gewölbe eingeschlossen wie die anderen Bücher. Die Decken werden einfach zugeschlossen. Der Doctor hat keine Angst, daß ihm dieses Buch jemals von Einbrechern fortgetragen wird, denn es ist anerkanntermaßen das größte Buch in der Welt. Sechs Männer sind erforderlich es zu tragen.

Drei von den fünf Stockwerken stehen unter der Aufsicht der drei Söhne des Doctors, die tüchtige Geschäftsleute sind. Das fünfte Stockwerk ist der Vorrathsraum, in welchem riesige Mengen Kräuter und Wurzeln untergebracht sind. Im nächsten Stockwerke sieht man werthvolle Maschinen, die von einer Dampfmaschine von 25 Pferdekräften getrieben werden und in denen die verschiedenen Bestandtheile zubereitet werden. In einem anderen Stockwerk sehen wir eine große Anzahl Mädchen emsig an der Arbeit des Füllens, Verkorkens, Etikettirens und Einpackens der Flaschen, während nahebei ein Dutzend Arbeiter das Verpacken in Kisten zum Versandt besorgen.

Das eigentliche Laboratorium, in welchem die Medicin zusammengesetzt wird, nimmt das erste Stockwerk ein und steht unter der persönlichen Aufsicht des Doctors. Mittelst einer Glasröhre, die durch seine Privatoffice läuft, ist er im Stande jeden Tropfen Blut-Beleber zu untersuchen, bevor er auf Flaschen gefüllt wird.

Nach den zahlreichen Fuhrwerken zu urtheilen, die Ladung um Ladung nach den verschiedenen Bahnhöfen schaffen zur Weiterbeförderung ins ganze Land wie auch ins Ausland, besteht eine fast unbegrenzte Nachfrage nach Dr. Peters Blut-Beleber.

Der Geschäftsführer der
Mennonite Publishing Co.